

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 7
JULI 1991
43. JAHRGANG

Information



Chur, mit Blick aufs Vorderrheintal:

Drei Kulturen unter einem Dach – geht das?

Unser
Porträt:

Milovan Djilas
von Jugoslawien

Drei Kulturen unter einem Dach – geht das?

Die Beziehungen zwischen Mehrheiten und Minderheiten – die Identität einzelner Volksgruppen, das Recht auf ihre eigene Sprache und Kultur – beeinflussen heute in zunehmendem Masse das Leben oder gar das Überleben ganzer Staaten. Während man sich in den einen lediglich mit Studien und Absichtserklärungen begnügt und in andern Regionen solche Spannungen – wie im Baskenland, in Nordirland oder in Sri Lanka – zu gewalttätigen Auseinandersetzungen führen, gibt es mancherorts auch Lösungsmodelle, die ein gleichberechtigtes, für alle annehmbares Zusammenleben ermöglichen.

Im Kanton Graubünden, in dem drei der vier schweizerischen Landessprachen gesprochen werden, lernten wir ein Sprachenmodell kennen, das nicht bei Absichtserklärungen haltmacht, sondern den Unterricht und das Zusammenleben an einer staatlichen Mittelschule grundlegend prägt.

Die Grundgedanken des Modells, wie sie in einer von der Schule veröffentlichten Erklärung formuliert sind, lauten:

«IN EINEM MEHRSPRACHIGEN GEBIET GEHT ES NICHT UM EIN PROBLEM DER MINDERHEITEN, SONDERN UM DIE CHANCE DER MEHRSPRACHIGKEIT.» – «JEDER KANN IN SEINER SPRACHE SPRECHEN UND WIRD VON ALLEN VERSTANDEN WERDEN.»

Der Gedanke der Mehrsprachigkeit prägt den Unterricht in allen Abteilungen, besonders aber in der Ausbildung der Kindergärtnerinnen. Dies ist einerseits auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Kindergärtnerinnenausbildung an der Bündner Frauenschule aus zwei ursprünglich autonomen, verschiedensprachigen Ausbildungstätten gewachsen ist. Ausserdem ist man im Kanton Graubünden seit jeher überzeugt, dass die Kindergärten traditionsgemäss Orte der Spracherhaltung sein können und müssen.

Das Sprachenmodell

In den 1988 veröffentlichten Unterlagen zum Modell steht in den Vorbemerkungen: «Seit 1983 werden das Kindergärtnerinnenseminar (deutsch), das Seminari da mussadras (romanisch) und die Magistrale per educatrici di scuola dell'infanzia (italienisch) zusammen als selbständige Abteilungen der Schule geführt. Alle drei Seminarien haben den Auftrag, Kindergärtnerinnen auszubilden, welche in der Lage sind, im dreisprachigen und kulturell vielfältigen Kanton das einzelne Kind in seiner Einzigartigkeit zu fördern. Diese Aufgabe beinhaltet, dass die Kenntnisse, Fähigkeiten, Fertigkeiten und Haltungen der zukünftigen Kindergärtnerinnen im Lauf der dreijährigen Ausbildung ... gefördert werden ...

... Eine Kindergärtnerin im Kanton Graubünden ist ... darauf angewiesen, dass bei ihr neben vielen anderen Haltungen die folgenden überdurchschnittlich ausgeprägt sind: Offenheit, Toleranz, Flexibilität, Freude am Neuen und Andersartigen ...

Die Auseinandersetzung aller Lehrkräfte und Seminaristinnen mit den drei Kantonssprachen und deren kulturellem Hintergrund steht eindeutig im Vordergrund ... und versteht sich als Beitrag zu einer gelebten Dreisprachigkeit an der Schule. Diese kultur- und sprachorientierten Bemühungen sind aber nicht Selbstzweck. Das übergeordnete Ausbildungsziel lautet:

«JEDER DARF SICH SELBER SEIN UND WIRD VON ALLEN ANDEREN ALS MITMENSCH IN SEINER EINZIGARTIGKEIT BEACHTET!»

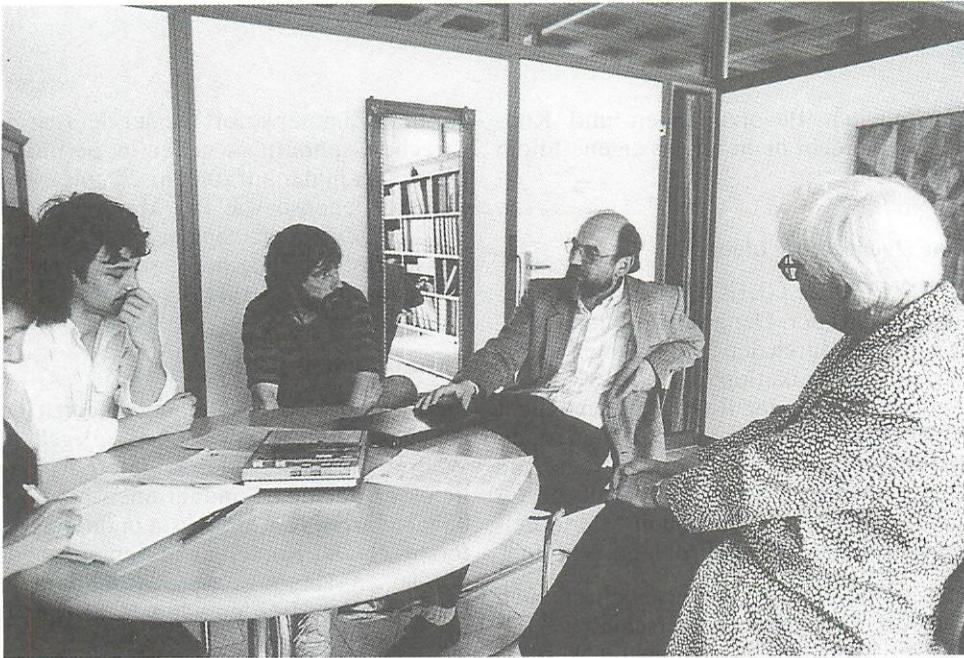
Obwohl die Anteile der Bevölkerung, die romanisch oder italienisch sprechen, im Vergleich zu der deutschsprachigen Mehrheit klein sind, wird deutlich festgehalten: «Eine Öffnung ohne Angst ist aber für die einzelnen Abteilungen nur dann möglich, wenn alle ihre Identität bewahren können und von den andern als vollwertige Partner ernstgenommen werden. Deshalb ist es von grosser Bedeutung, dass an der Bündner Frauenschule die drei Kantonssprachen einander grundsätzlich gleichgestellt sind ...»

Verwirklichung vor Ort

Um mehr über die Verwirklichung dieser Richtlinien zu erfahren, fuhren wir nach Chur, wo uns die Schulvorsteherin und Leiterin des Hauswirtschaftslehrerinnen-seminars, Frau Verena Fankhauser, und drei ihrer Kollegen an einem sonnigen Nachmittag in den modernen, lichten Gebäuden der Bündner Frauenschule empfangen und in einer lebhaften Runde unsere Fragen beantworteten. Christian Sulser ist Pädagogik- und Psychologielehrer und Leiter des Kindergartenseminars (deutsch) bis Ende Juni. Auch Peter Voellmy unterrichtet Pädagogik und Psychologie und wird das Seminar (deutsch) ab kommendem August leiten. Gian Peder



Ausbildung der Kindergärtnerinnen



Interview mit v.l.n.r. G.-P. Gregori, P. Voellmy, C. Sulser und V. Fankhauser

Gregori ist Lehrer für Rätoromanisch und Italienisch.

Unsere Fragen betrafen vor allem die tägliche Praxis. Beeindruckend und erfrischend war es zu entdecken, dass die Richtlinien und Ideale des Modells zum grössten Teil tatsächlich durchgeführt und auch weiterentwickelt werden und von den Lehrkräften als bereichernd und bindend betrachtet werden. Im Lauf des Gesprächs stellte sich heraus, dass ein Klima guter Zusammenarbeit und gegenseitiges Verständnis als absolute Grundbedingung für die Durchführung solcher Projekte und Prinzipien erkannt wird.

Zwischenmenschliche Beziehungen

CHRISTIAN SULSER: «Wir haben sehr intensiv erlebt, dass die ganze Sprachproblematik an die verschiedenen Menschen gekoppelt ist, die hier an der Schule zusammenleben und arbeiten müssen. Wie sie miteinander auskommen, beeinflusst, was geschieht. Momentan verstehen sich zum Glück auch auf kantonaler Ebene die Vertreter der einzelnen Sprachgruppierungen, die Exponenten der Walser, der Romanen und der italienischsprachigen Bündner relativ gut. Wenn da persönliche Kämpfe ausgetragen werden müssten, würde sich das ganz massiv auf den Sprachenfrieden auswirken.»

Dazu meint zwar der Romanischlehrer GIAN PEDER GREGORI: «Ja, einen Sprachenstreit gibt es nicht, aber einen eigentlichen Sprachenfrieden auch nicht. Denn unter einem solchen Frieden würde ich ein aktives Zusammenleben der Sprachen verstehen. Das gibt es wohl hier an der Schule, aber ausserhalb muss ich dies in Frage stellen. Was die Politiker nämlich heute als «Sprachenfrieden» bezeichnen, würde ich eher ein Nebeneinanderher-Leben nennen.»

Die deutschsprachigen Lehrer sind heute offensichtlich bereit, sich mit den andern beiden Sprachen vertraut zu machen. So berichtet der aus Basel stammende PETER VOELLMY zum Beispiel: «Als es zuerst hiess, auch die Deutschsprachigen müssten romanisch lernen, hörte man Bemerkungen wie: «Ihr spinnt wohl!» Zwei Jahre später war es kein Problem mehr. Wenn also die Minderheitenfrage zu einer Frage der Mehrsprachigkeit wird, ist es auch logisch, dass jeder die andern beiden Sprachen lernt.»

Die andern entdecken und kennenlernen

Ich bin in einem rein deutschsprachigen Gebiet aufgewachsen und lebe seit dreissig Jahren in einem deutschsprachigen Teil Graubündens, wo der romanischen Kultur und den Romanen gegenüber viel Misstrauen herrscht. So war es heilsam für mich, hier an der romanischen und der italienischen Abteilung zu arbeiten. Wir haben nun den Romanischunterricht für die Lehrkräfte eingeführt, was beim zweiten Anlauf klappte. So sind die Lehrer, die an einer anderssprachigen Abteilung arbeiten, zumindest moralisch verpflichtet, sich mit der Kultur der andern auseinanderzusetzen.»

Die Bündner Frauenschule

Die «Bündner Frauenschule» besteht aus acht Abteilungen: drei Kindergärtnerinnenseminarien (in den drei Kantonsprachen), Seminarien für Handarbeitslehrerinnen und Hauswirtschaftslehrerinnen, einer Hauspflegerinnenschule und einer Vorschule für Pflegeberufe sowie einer Lehrwerkstätte für Damenschneiderinnen.

Voellmy unterrichtet zwar noch weiter auf deutsch, versteht aber, wenn die Schülerinnen auf romanisch mit ihm (oder miteinander!) sprechen. Kürzlich liess er eine in romanisch abgegebene Diplomarbeit einer Schülerin doch noch übersetzen, um sie ganz sicher gerecht bewerten zu können. Auch gesteht er den Romanen zu, dass sie vermehrt grammatikalische Fehler machen, wenn sie deutsch sprechen oder schreiben müssen. «Ich beherrsche ja das Romanische wesentlich weniger gut als sie das Deutsch und brauche mich daher nicht so daran zu stossen, wenn sie Fehler machen!»

Die gelebte Mehrsprachigkeit wirkt sich also in vielen Dingen aus, die jedoch nicht genau dokumentiert werden können, weil sie sich auf der zwischenmenschlichen Ebene abspielen», meint er abschliessend.

Nicht ein Problem der Minderheiten, sondern die Chance der Mehrsprachigkeit

VERENA FANKHAUSER. «Als ich 1984 hierherkam und das Sprachenmodell noch nicht existierte, betrachteten wir diese drei Sprachen und die drei Kulturen unter einem Dach als zusätzliche Belastung zu der Vielzahl der Ausbildungen. Als wir uns dann aber eingehender damit befassen mussten, entdeckten wir, dass es eine Bereicherung, eine Chance sein kann, wenn die drei Sprachen gleichberechtigt nebeneinander wirken können.»

Wir waren der Ansicht, es genüge in der Lehrerausbildung nicht, als Lehrkörper nur theoretisch über die Sprachsituation informiert zu sein, sondern wir müssten sie vor Ort erleben.»

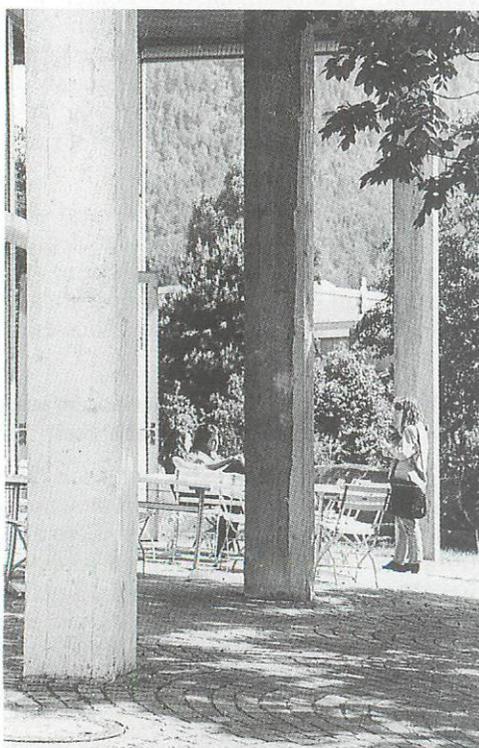
Diese Einsicht bewirkte die Einführung von zum Teil klassenübergreifenden Blocktagen sowie von mehrtägigen Fortbildungsprojekten für Lehrkräfte in den Sprachregionen. Dies bedingt für die Organisation des Unterrichts eine anspruchsvolle Planung und einen beträchtlichen Mehreinsatz aller. Bei den Begegnungen mit ehemaligen Schülerinnen entdeckte man zum Beispiel, dass Handarbeitslehrerinnen, die noch in der alten Art, also bloss auf deutsch, ausgebildet worden waren, nun in ihrem Unterricht die Fachausdrücke auf romanisch beziehungsweise italienisch nicht kannten. Dies beweist, wie wertvoll es ist, dass speziell die Fachausdrücke laut Sprachenmodell in der Muttersprache unterrichtet werden. Durch solche Erfahrungen wurde die Bereitschaft des Lehrkörpers, zum Sprachenmodell «Ja» zu sagen, geschaffen.

Anfangsschwierigkeiten?

Auf Anfangsschwierigkeiten und eventuelle Verweigerungen bei der Einführung des Modells angesprochen, meinte GIAN PEDER GREGORI: «Dass ein Romane, als Vertreter einer Minderheit, deutsch lernt, ist normal und geschieht ja schon ▶

Forts. Drei Kulturen unter einem Dach

nach den ersten paar Jahren Primarschule. Für mich war die Frage, wie die Schülerinnen in den deutschen Klassen reagieren würden, wenn sie hörten, dass der Romanischunterricht obligatorisch sei. Die ur-



Drei Säulen an einem der Schulgebäude – wie ein Symbol für die drei Kulturen

sprüngliche Verweigerungsreaktion war kleiner als erwartet und im Unterricht leicht abbaubar.»

CHRISTIAN SULSER: «Auch ich war erstaunt, wie gut es ging. Das Modell war eine Hilfe: Das Konzept war entwickelt. Wir wussten, wohin wir wollten. Es ging nur noch um das Durchziehen.» Die Entwicklung habe auch eine interessante Nebenwirkung auf die Beziehungen der Romanen unter sich ausgelöst. Da es im Kanton fünf verschiedene romanische Idiome gibt, wird Romanisch auch in jedem Idiom getrennt unterrichtet. Das Sprachenmodell an der Schule hat nun dazu geführt, dass alle fünf gezwungenermassen zusammenspannen.

«Paradoxerweise wird Chur, das doch weit weg ist von der romanischen Kultur, zum Schmelztiegel für die Romanen. Ich habe früher am Lehrerseminar unterrichtet. Damals unterhielten sich die Romanen aus dem Engadin und jene aus dem Bündner Oberland auf deutsch und sagten: «Wir verstehen einander sonst nicht.» Hier an der Schule war es nur in den ersten Monaten so, dass innerhalb der romanischen Abteilung die Engadinerinnen auf «einem Stängeli höckelten» und die aus den andern romanischen Tälern ihnen gegenüber. Dies ist überhaupt nicht mehr der Fall, sie mischen sich kreuz und quer. Die

persönlichen Bevorzungen und Kontakte sind nicht mehr an das eigene Idiom gebunden.»

Eine eigene, echte Identität

GIAN PEDER GREGORI freut sich besonders darüber. Denn das Zusammenfinden und die durch den Schulrahmen geforderte Kommunikation unter den verschiedenen Gruppen der Romanen ermöglicht die Entwicklung einer gemeinsamen romanischen Identität. Sonst würden regionale Trennungen innerhalb einer bereits bestehenden Minderheit zu neuen Minderheiten führen und weitere Probleme schaffen.

Erfreut ist er als Romanischlehrer auch über die Tatsache, dass verschiedene Fächer auf romanisch unterrichtet werden. Es gibt also nicht bloss, wie sonst üblich, ein oder zwei zusätzliche Sprachstunden, welche die Muttersprache irgendwie lebendig erhalten sollen. «Die Tatsache, dass zwischen 50% und zwei Drittel des Gesamtunterrichts auf romanisch gegeben werden, ist für mich als Romanischlehrer eine ganz andere, erfreuliche Situation. Ich bin nicht mehr im Ghetto des Romanischen. Meine Schüler verlassen nicht die zwei Romanischstunden pro Woche, um

vor dem Zimmer sofort wieder deutsch zu sprechen, sondern sie gehen in die Biologiestunde, in der auf romanisch unterrichtet wird, ebenso wie die Methodik, das Werken, Zeichnen, Singen. Von der Bewusstseinsförderung her gesehen, besteht eine ganz andere Struktur.»

Ebenso auf italienisch

Für die italienische Abteilung scheinen die gleichen Schlussfolgerungen zu gelten. Während mancher Jahre konnten sich italienischsprachige Bündnerinnen bloss im benachbarten Kanton Tessin in ihrer Muttersprache zu Kindergärtnerinnen ausbilden lassen. Heute ist diese Ausbildung in Chur in allen drei Sprachen unter einem Dach möglich.

Unter einem Dach hat auch die Entstehungsgeschichte des Modells begonnen. Der Einzug in das ansprechend schöne, neue Schulgebäude begann mit der erblühenden und ernüchternden Feststellung, dass aus drei Institutionen nicht automatisch eine werden kann und soll. Heute, nach acht Jahren, waren wir des Eindrucks gewiss: Drei – eigenständig und gleichberechtigt – unter einem Dach? Ja, das geht!
C. + M. S.

Konsequenzen für Lehrkräfte und Schülerinnen

Zur Umsetzung in die praktischen Einzelheiten ist in den Unterlagen zum Sprachenmodell zu lesen:

«Das Sprachenmodell im engeren Sinn kommt in den AUSBILDUNGSPROGRAMMEN der drei Kindergärtnerinnenseminarien zum Ausdruck: – durch das Führen aller drei Kantonssprachen im Pflichtfachbereich, – durch eine besondere Gewichtung der Fächer «Muttersprache» und «Gesellschaftkunde», – durch das Fach «Integration fremdsprachiger Kinder», – durch fachterminologische Übungen (d.h. fremdsprachige Fachausdrücke sollen den Seminaristinnen in ihrer Muttersprache zugänglich gemacht werden), – durch Projekte in den einzelnen Sprachregionen.

Bei diesen aufgeführten Konsequenzen (für den Lehrplan) handelt es sich um Schwerpunkte. Durch eine enge Vernetzung der einzelnen Stoffpläne wirkt sich das Sprachenmodell indirekt auf alle Unterrichtsfächer aus.»

Daraus ergeben sich auch interessante ANFORDERUNGEN AN DIE LEHRKRÄFTE: «Zum Anforderungsprofil der Lehrkräfte aller drei Seminarien gehört neben der Fachkompetenz auch eine Grundhaltung, welche Offenheit, Toleranz, Experimentierfreudigkeit sowie Interesse an den drei Sprachen und Kulturen des Kantons Graubünden widerspiegelt.

Das Sprachenmodell setzt bei den Lehrkräften gute Kenntnisse des Kantons Graubünden voraus. Ausserdem ist eine konsequente Umsetzung nur möglich, wenn jede Lehrkraft eine Kantonssprache aktiv, die beiden anderen aber mindestens passiv beherrscht. Die Bereitschaft der Lehrkräfte, sich auch im Bereich der Kantonssprachen fortzubilden, erhält dadurch ein grosses Gewicht.»

Unter dem Stichwort KONSEQUENZEN FÜR DIE SCHÜLERINNEN lesen wir: «Eine gewisse Neugier für das Fremde sowie die Bereitschaft und die Fähigkeit, sich für Neues zu öffnen, müssen die Bewerberinnen bereits zur Ausbildung mitbringen. Im Laufe der Seminarzeit geht es dann darum, bei den Seminaristinnen die Freude an den drei Kantonssprachen zu wecken und ihnen die Erfahrung zu vermitteln, dass es sich auch lohnt, einen Teil seiner Zeit und Energie für die Sprachen seiner Umgebung einzusetzen, selbst wenn diese nicht zu den «Weltsprachen» gezählt werden.»

Weiter heisst es in den Schlussfolgerungen in nüchternem realistischen Ton: «Nur wenn Unterschiede von allen als Bereicherung empfunden werden, können jeweils die besten Lösungen gefunden werden... Das Sprachenmodell hat unweigerlich auch eine Verkomplizierung des ganzen Schulbetriebes zur Folge und ist letztlich für alle mit einem Mehraufwand verbunden.»

Die Völker der pazifischen Region

Der Lebensstil und die Kultur der Indianer können der gestressten heutigen Konsumgesellschaft Heilung bieten und den Respekt für Mutter Erde wiederherstellen.

So lautete das Credo der Vertreter der Ureinwohner Nordamerikas, von den Rockies bis zum Atlantik, die im Juni an einer Konferenz in Vancouver, Kanada, teilnahmen.

Heilende Fluten

Im geweihten Ort der Begegnung des indianischen Squamish-Volkes widerhallten das Gelächter und die Sprachen vieler Nationen, Musik der Südpazifikinseln und der Rhythmus der indianischen Trommeln. Am traditionellen Lachsbraten-Schmaus nahmen 230 Personen aus 28 Nationen teil.

Zu der Konferenz kamen Überlebende der kambodschanischen Schlachtfelder auf der Suche nach Frieden für ihr Land. Muslime und Christen Eritreas baten um Hilfe, um ihr durch den langen Bürgerkrieg erkämpftes I aufzubauen. Ureinwohner und Inder

des Inselstaates Fidschi, die gemeinsam bemüht sind, Spannungen in ihrem Land abzubauen, waren anwesend, ebenso wie Kanadier verschiedener Provinzen und Sprachen, die angesichts einer gemeinsamen Zielsetzung ihre Unterschiede als wertvolle Bereicherung betrachten. Sie alle nahmen an der MRA-Konferenz mit dem Titel «Heilende Fluten der Änderung» teil.

Die Teilnehmer wurden vom Stammesältesten der Squamish, Dr. Simon Baker, willkommen geheissen. Im Namen der Gäste erwiderte der Minister für Provinzangelegenheiten, Pater John Momis aus Papua-Neuguinea: «Alle gläubigen Menschen sind aufgerufen, die Identität und Eigenständigkeit aller Völker zu unterstützen, insbesondere jene der verdrängten Ureinwohner.»

Mauern, die zu Gefängnissen wurden

Der Grundgedanke des Provinzgouverneurs Britisch Columbias, David Lam: «Heilen Sie die Wunden, nicht durch trennende Mauern,

die zu Gefängnissen werden, sondern durch Brücken, über die man aufeinander zuschreiben kann», wurde durch die Anwesenheit von Mohawk-Indianern, einem Botschafter Burundis, Erziehern der Maori, dem Generalkonsul Chiles, einem japanischen Industriellen und jungen Chinesen verkörpert.

Ebenso unmittelbar fiel das Echo auf die Ausführungen Edward Schreyers, des früheren Generalgouverneurs Kanadas aus, der seinem Land in Zukunft eine noch bessere Rolle in der Völkergemeinschaft wünschte. Eine Welle der Umgestaltung sei durch das Ende des Kalten Krieges freigesetzt worden, meinte er. Nach dem Wegfallen übertriebener Dogmen brauche es heute mehr als den entfesselten, alten Kapitalismus oder neomodische Rezepte. Die offiziellen zwischenstaatlichen Beziehungen würden durch Konferenzen wie diese bereichert, weil Menschen dadurch lernen könnten, wie die Gesellschaft als Ganzes durch ihre unterschiedlichen Teile bereichert werden kann. Das Schlussvotum hielt Phil Fontaine, der Grosshauptide des indianischen Völkerrates von Manitoba.

Michael Henderson

Ureinwohner und Weisse in Australien

1988 feierte Australien das 200-Jahr-Jubiläum der Ankunft der ersten Europäer, ein Ereignis, in dem die Ureinwohner (Aborigenes) keinen Grund zum Feiern sehen, da mit der Ankunft der Weissen der Bevölkerungsschwund und das drohende Aussterben ihrer Rasse begannen. In der australischen Öffentlichkeit ist die Frage der Beziehung zwischen den Aborigenes und den andern Australiern immer bedeutsamer geworden. Man diskutiert ein neues, gerechtes Abkommen zwischen der Regierung und dem ursprünglichen Nomadenvolk, dessen Gebiete man im Lauf der Jahrzehnte – ähnlich wie in den Vereinigten Staaten – ohne jegliche Gegenleistung oder dauerhafte gesetzliche Regelung übernommen hatte.

Die Zeitung *West Australian* veröffentlichte kürzlich einen Bericht über die Arbeit des australischen Ehepaars Ron und Cynthia Lawler im Norden des Landes. Sie leben in einer abgelegenen Gegend in der 680 Aborigenes verschiedener Stämme die vier verschiedenen einheimischen Sprachen sprechen und einige wenige Weisse wohnen.

Der Journalist Gavin Simpson beschreibt in seinem Artikel Ron Lawler als «Verbindungsmann für etwas, das man wohl am besten als regionalen Volksrat bezeichnen könnte, ein lockeres Übereinkommen mit brüchigen Koalitionen, dessen Arbeit immer wieder von Stammesrivalitäten und starkem Misstrauen gegenüber den weissen Australiern beeinträchtigt wird. Es ist wohl ein ausgesprochen gut geeigneter Ort, um das Prinzip der Moralischen Aufrüstung anzuwenden, wonach gesellschaftlicher Fortschritt nur durch Versöhnung und Selbstlosigkeit erreicht werden kann», schreibt Simpson. Und weiter: «Nachdem Lawler durch die Begegnung mit der Moralischen Aufrüstung zu einem lebendigen christlichen Glauben zurückgefunden hatte, verspürte er die Beru-

fung, Brücken zu den Aborigenes zu schlagen. Das Zentrum, in dem die Lawlers heute arbeiten, war ursprünglich ein Missionsposten der Methodistischen Kirche und wurde dann der lokalen Bevölkerung übergeben. Heute ist es eine Art Zwischenstation auf dem Weg vom traditionellen nomadischen Lebensstil der Aborigenes zu einer grösseren Gemeinschaft, in der übrigens ein striktes Alkoholverbot gilt.

Hauptanliegen der Lawlers ist es, die ursprünglichen Bewohner des Landes in ihren Plänen und Projekten zu unterstützen, ohne sich in die Rivalitätskämpfe verwickeln zu lassen.

Merkmale

Aus dieser Arbeit ziehen sie einige interessante Richtlinien für den Umgang mit andern Kulturen.

- So ist Lawler zum Beispiel zum Schluss gekommen, dass viele der heutigen Probleme einer falschen Auffassung von Sozialarbeit zuzuschreiben sind, wonach alle Probleme zu lösen seien, wenn man nur genügend Unterstützungsgelder und Zuschüsse organisieren könne. Lawlers haben die Erfahrung gemacht, dass man erstaunlich viel erreichen kann, wenn man den einzelnen hilft, ihre Renten sparsam zu gebrauchen und einen Teil davon in Selbsthilfeprojekte zu investieren.

- Als die weissen Viehzüchter in den 1880er Jahren in diese Gegend eindringen, fanden sie dort ein Ureinwohnervolk vor, das auf einer Art von Plattformen in den Bäumen lebte. Sie rotteten sie aus. Heute lebt noch ein einziger dieser ursprünglichen Landbesitzer. Die ältesten der zugezogenen Aborigenes erinnern sich an die Zeit, in der sie sich als Kinder vor den Weissen verstecken mussten. Viel später wurden dann die Viehzüchter ihrerseits aus der Gegend vertrieben.



Illustration zur Einladung an das Pazifik-Treffen in Vancouver

- Die Aborigenes haben grossen Respekt für die Missionare, die sie immer wieder vor Ausschreitungen der Weissen zu schützen versuchten. Sie begreifen aber nicht, wie Menschen mit derselben Hautfarbe wie jene Missionare ihr Volk niedermetzeln konnten.

- Das Schaffen von Vertrauen steht zuoberst auf Lawlers Prioritätenliste.

- In der australischen Öffentlichkeit stellt man heute eine beunruhigende Verhärtung in der Haltung der Weissen gegenüber den Ureinwohnern fest. Ron und Cynthia Lawler verstehen, dass viele sich nicht für Taten ihrer Vorväter schuldig fühlen wollen, sind aber der Ansicht, dass die Weissen dennoch ihre Verantwortung als Mehrheit anerkennen müssen, und deshalb heute etwas unternehmen sollten, um die Folgen vergangener Handlungen zu mildern.

- Gleichzeitig findet man eine wachsende Bereitschaft zur nationalen Versöhnung. Ob diese sich schliesslich in einem formellen Abkommen mit den Ureinwohnern niederschlagen wird, ist vielleicht weniger wichtig als der Prozess, der mehr und mehr Menschen dazu bringt, sich dieser ganzen Frage bewusst zu werden und die eigene Haltung zu überdenken. «Und der Schlüssel», unterstreicht Lawler, «ist und bleibt die Versöhnungsarbeit.»

Über Macht und Wahrheit

Milovan Djilas
aus Belgrad

Milovan Djilas, Jugoslawiens Vizepräsident unter Tito, sagte schon vor mehr als 30 Jahren die Krise des Kommunismus voraus. Heute, wo seine Heimat im Umbruch ist, scheint es uns angebracht, ein Kurzporträt dieses ausserordentlichen Menschen zu veröffentlichen. Der norwegische Autor Leif Hovelsen zeichnet das Bild eines Mannes, dessen Schriften etwas Prophetisches beinhalten.

Letzten Herbst erhielt Milovan Djilas, den die Sowjetunion einst als gefährlichen Feind betrachtet hatte, überraschend eine Einladung zur Feier des Jahrestages der Russischen Revolution in der Sowjetbotschaft von Belgrad. Der Überbringer der Einladung meinte scherzhaft: «Vielleicht ist dies das letzte Mal, dass wir die Revolution feiern!» «Dann komme ich», erwiderte Djilas schmunzelnd.

Djilas ist wohl vor allem durch sein Buch *Die Neue Klasse* weltweit bekannt geworden. Der in Kolasin, Montenegro, Geborene feierte vor kurzem seinen 80. Geburtstag. Als eines von sieben Kindern wuchs er auf einem Kleinbauernhof auf. Mit 18 Jahren begann er in Belgrad sein Rechts- und Literaturstudium. Dort trat er 1932 der illegalen Kommunistischen Partei bei. Im Jahr darauf wurde er als Anführer einer Demonstration gegen die Monarchie festgenommen und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Bald nach seiner Freilassung lernte er Tito, den Chef der Kommunisten Jugoslawiens, kennen. Gemeinsam führten sie dann den Kampf der jugoslawischen Partisanen im Zweiten Weltkrieg an. Djilas' Bruder wurde von der Gestapo zu Tode gefoltert; zwei Schwestern und der Vater kamen im Krieg ums Leben. Nach dem Krieg kam es zu blutigen Abrechnungen alter Feinden zwischen Serben und Kroaten, die oft an entgegengesetzten Fronten gestanden hatten. Noch heute ist Djilas bei vielen Jugoslawen umstritten, weil sie ihn mit Vergeltungsaktionen jener Zeit in Zusammenhang bringen. Als Djilas vor kurzem in Norwegen mit Studenten über jene Zeit diskutierte, bedauerte er diesen «dunklen Schandfleck in unserer Geschichte».



Tito und Djilas wurden nach dem Kriege die führenden Persönlichkeiten ihres Landes. Auf dem Höhepunkt seiner Macht war Djilas Vizepräsident der Union, Präsident der Bundesversammlung, der ideologische Denker der Partei und General der Armee. Er wurde von der Masse der Parteimitglieder als Nachfolger Titos betrachtet. Das hätte er – ohne seine Liebe zur Wahrheit – sehr wohl werden können.

«Es gibt keine Alternative zur Demokratie»

Die Praxis der kommunistischen Machtausübung liess ihn kritisch werden, und in den frühen fünfziger Jahren schrieb er eine Artikelreihe in der Tageszeitung *Borba*, worin er Jugoslawien vor der Entwicklung eines «Staatskommunismus» warnte, wie er ihn in der Sowjetunion beobachtete: «Keine Partei oder Gruppe, nicht einmal eine Klasse, kann allein und ausschliesslich den objektiven Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft Ausdruck geben... Es gibt keine Alternative zu mehr Demokratie, offener Diskussion und freien Wahlen für die sozialen, wirtschaftlichen und staatlichen Organe» (27.12.1953).

Djilas' Glasnost war für die Parteileitung untragbar. An einer ausserordentlichen Vollversammlung des Zentralkomitees der Kommunistischen Liga wurde er aller seiner Ämter enthoben. Er trat aus der Partei aus. Dann erschien in der amerikanischen Zeitschrift *The New Leader* sein Essay *Der Sturm in Osteuropa*, und Djilas kam in dieselbe Gefängniszelle, in die er unter der Monarchie geworfen worden war. Die

dreijährige Strafe begann mit einer zwanzigmonatigen zermürbenden Einzelhaft, eine Erfahrung, die er – nicht völlig ironisch – allen Politikern empfiehlt. «Eine solche Einsamkeit hilft einem, Rückschau auf sein Leben zu halten und komplexe Fragen zu klären.» In seinem Gefängnisgehege schreibt er: «Etwas wurde mir im Innersten bewusst: Ohne ein sorgfältiges, rationales Wiedererwägen von allem, was der Kommunismus vertritt, würde ich meine ganze Selbstachtung als freies menschliches Wesen verlieren. Meine Auseinandersetzung mit der Partei wurde durch die Erkenntnis ausgelöst, dass Ideen an sich die Menschen nicht erhaben und wertlos machen. Die Mittel, die sie anwenden, machen sie zum einen oder zum andern...»

Der Hauptmann und der General

Milovan Djilas wurde schliesslich am letzten Tag des Jahres 1966 freigelassen. Er durfte mit seiner Frau Stephanie und ihrem Sohn Aleksa in einer bescheidenen Mietwohnung im Zentrum von Belgrad wohnen. Dort lebt er heute immer noch. Stephanie Djilas war selbst Heldin des Widerstandes; täglich hatte sie ihr Leben als Kurierin aufs Spiel gesetzt. Anders als ihr Mann behielt sie ihren Rang in der Partisanenarmee. Als ich einmal bei ihnen zu Besuch war, befahl sie ihrem Mann, ein Medikament zu nehmen, und kommentierte mit einem verlegenen Lächeln: «Ich bin wohl der einzige Hauptmann auf der Welt, der seinem General Befehle erteilt.» Sie, die Pflegerin, Sekretärin und Ratgeberin ihres Mannes empfängt die vielen fremden Besucher und die Medienleute. In schlaflosen

Nächten strickt sie Halstücher für ihre Freunde. Ich bin stolzer Besitzer von dreien.

Jahrelang wurde Djilas von der neuen herrschenden Klasse verachtet und gefürchtet, zeitweise auch von der Geheimpolizei überwacht. Das hat sich nun geändert. Man meidet ihn nicht mehr. Seit 1989 sind alle seine Bücher auf serbokroatisch erschienen, einige davon wurden zu Bestsellern. Obwohl er offiziell noch nicht voll rehabilitiert worden ist, betrachten ihn viele von der geistigen und kulturellen Elite Jugoslawiens heute als ihren Mentor... Als ich vor zwei Jahren mit ihm durch die Strassen Belgrads ging, trat ein bekannter montenegrinischer Autor auf ihn zu und umarmte ihn: «Ich war gegen Sie», sagte er, «aber Sie hatten immer recht.»

Der Preis der Einsicht

Wer das Vorrecht hat, zu seinen Freunden zu gehören, kann nicht unberührt bleiben. Seine entwaffnende Ehrlichkeit und Wahrheitssuche gehen einem unter die Haut. Wenn man seinen Gedanken über die Weltereignisse folgt, wird man gewahr, wieviel man neu überdenken sollte; oberflächliche Meinungen und unausgelegene Ideen fallen dahin. Vielleicht ist diese Eigenschaft das Echtheitszeichen, welches das Leiden verleiht. «Man kann keine tiefe Einsicht gewinnen, ohne den Preis dafür zu bezahlen», schrieb er im Gefängnistagebuch. Vor vier Jahren meinte er weiter: «Der Glaube, dass man durch veränderte Lebensbedingungen einen neuen Menschentyp, eine reine Rasse oder eine ausserordentliche Klasse schaffen kann, ist nicht bloss ein ideologisches Hirngespinnst, sondern führt direkt zu einer geistigen Leere und zu Tyrannei... Freiheit in der Welt beinhaltet einen fortwährenden Wachstumprozess, zu dem widersprüchlicherweise die Rückschläge ebenso wie die Fortschritte zählen. Freiheit und Menschenrechte sind wertvolle Ideale, für die es sich zu kämpfen lohnt. Sie sind das Beste für den Menschen unserer Epoche, obwohl sie nicht klar definierbar sind.»

Djilas bleibt in allem ein wahrer Patriot. Er warnt, dass sein Land ohne grundlegende strukturelle Veränderung nicht überleben werde.

Ein echter Teil Europas

Ein Auseinanderbrechen des jugoslawischen Staates in Teilrepubliken hielt er nicht für ein Unglück, aber tragisch wäre ein Bürgerkrieg zwischen den Religionen oder Nationalitäten als mögliche Folge davon. Er könnte sich einen Bundesstaat vorstellen, der den Teilrepubliken mehr Vollmachten gewährt und eine gemeinsame Währung, Verteidigung und Aussenpolitik beibehält. «Ich hoffe, dass die Anziehungskraft Europas hilft, nationalistische Kon-

Moskau, 1. Mai 1991

«Kann man lernen, seinen Feind zu lieben?»

So lautet die Überschrift eines Artikels in der Moskauer «Literaturnaja Gaseta» vom 1. Mai 1991

Die Journalistin Jeanna Wasilijewa schreibt einleitend:

Als ich den Norweger Leif Hovelsen, den Engländer Bryan Hamlin und Andrej Mironow kennenlernte, wusste ich nichts über die Bewegung «Moralische Aufrüstung»... Wie sich herausstellte, verfügt die Bewegung über keine Zentralorgane, sie hat keinerlei Strukturen, nicht einmal einen Ehrenpräsidenten. Sie wird weder von Regierungen, noch von Parteien finanziert... Genau gesagt ist es überhaupt keine Bewegung, sondern vielmehr ein Prinzip.

Frau Wasilijewa beschreibt, was ihre drei Gesprächspartner über die ersten Erfahrungen Frank Buchmans und über viele Menschen auf allen Kontinenten berichteten und über die vier Prinzipien, welche von den unterschiedlichsten Menschen als durchaus wertvoll empfunden werden.

Sie fährt weiter: Ich schrieb und wir lächelten uns gegenseitig an. Alles ging bestens. «Und gäbe es irgendein Beispiel», fragte ich, «das dies veranschaulicht?»



Es folgt die Antwort Hovelsens, der beschreibt, wie er als norwegischer Widerstandskämpfer der Gestapo in die Hände fiel und bei Kriegsende eben jenen Gestapo-Mann bewachen musste, der ihn mehr als alle andern gequält hatte, und wie er diesem nach langem Nachdenken verziehen und daher dem Gericht keine Anzeige erstattet hatte. «Sehen Sie, wenn Gott sich ihm offenbarte, dann heisst dies, dass er und ich vor Gott gleich sind. Und ich habe kein Recht, irgend jemanden zu richten oder anzuklagen. Dies gehört in eine ganz andere Dimension.»

Ich war völlig verwirrt, schreibt Frau Wasilijewa. Das eben Erzählte hatte das, was

flikte zu unterdrücken», sagte er einem Journalisten des Fletcher Forum of World Affairs, weil viele Jugoslawen sich wünschen, ein echter Teil Europas zu sein.

Wie immer die politische Entwicklung verläuft, erinnert uns Djilas daran, dass in jedem Fall die Wahl zwischen Gut und Böse zu treffen ist. Es könnte weise sein, die Worte eines Mannes ernst zu nehmen, dessen frühere Aussagen vom Lauf der Geschichte bestätigt worden sind.

Leif Hovelsen

vollkommen klar schien, hoffnungslos durcheinandergebracht. Denn es ist unmöglich, buchstäblich aufzufassen und zu praktizieren, was vor zweitausend Jahren gesagt wurde: «Liebet eure Feinde, segnet, die euch verfluchen... und betet für die, die euch schmähen und verfolgen...». Schliesslich fragte ich Hovelsen aufs Geratewohl, was er damals, nach allem Vorgefallenen gefühlt habe.

«Erleichterung. Ich hörte auf, die Deutschen zu hassen.» Wahrscheinlich muss man sich damit abfinden, dass solches nicht erklärbar ist. Und ebenso damit, dass man diese Wegstrecke nicht in fremden Fussstapfen zurücklegen kann.

Ein Vorfall umgekehrter Art lässt sich gut erklären. Es ist durchaus verständlich, wieso ein Mensch einen Zeugen verschwinden lässt, in der Trunkenheit dem Nachbarn die Flasche über den Kopf haut, eine fremde Ehefrau mit der eigenen wechselt oder sogar eine Fernsehzentrale mit einem militärischen Objekt... Überhaupt ist das Böse logisch. Dies hingegen ist unerklärlich. Aber es sieht so aus, dass, solange die Menschen nicht diesen andern Weg einschlagen, unsere Geschichte sich weiter im geschlossenen Kreis dahinschleppen wird und dabei bis zum Gehtnichtmehr das blutige Sujet von Krieg, Hunger und Feindschaft vorführt. Ein Sujet, das sich schlussendlich als Schlinge über uns zusammenzieht (Augenzeugen werden keine übrigbleiben!). Also haben wir keine Wahl. Was tun?

Sechzig Schweizer Familien, die am Ende des Krieges vor dieser Frage standen, lösten sie so: (Es folgen die Entstehungsgeschichte des Tagungszentrums in Caux und eine Beschreibung der dortigen Treffen von den ersten nach dem Krieg bis zu den heutigen). Jeanna Wasilijewa schliesst mit den folgenden Paragraphen: Ich möchte nicht Parallelen zu unserem Leben ziehen. Und noch weniger möchte ich erbauliche Schlussfolgerungen anbringen. Ich erinnere mich an meine Freundin – überdrüssig der endlosen Gänge zu leeren Kaufläden, des Wäschewaschens, der Küche, der Hausaufgaben ihrer älteren und der Erkältungen ihrer jüngeren Tochter, des ewigen Mangels an Geld, Zeit, Kräften.

«Weisst du», sagt sie mir, «mich jammern die Leute entsetzlich. Geht es dir nicht auch so? Es kommt mir sogar der Wunsch, unbekanntem Menschen zu helfen.»

Ich blicke auf ihre einst hübschen Hände mit ihren angeschwollenen blauen Äderchen. Und verstehe, dass es Dinge gibt, die nicht zu erklären sind.

Trägheit und Korruption im Visier

Hat ein afrikanischer Verwaltungsbeamter etwas gemeinsam mit einem brasilianischen Unternehmer und Parlamentarier? Diese Frage hätte man sich beim Kaffee an einem Sonntagnachmittag des vergangenen Monats in Caux stellen können. Es war Besuchstag für Delegierte der Genfer Internationalen Arbeitskonferenz und daher die Gelegenheit zum zwanglosen Meinungsaustausch.

Der Verwaltungsbeamte Dr. Murtada Mustafa aus dem Sudan meinte: «Nachdem ich über 25 Jahre lang als Direktor im sudanesischen Arbeitsministerium gedient hatte, wurde ich vor meiner Berufung zum regionalen Zentrum für Arbeitsverwaltung Afrikas (dem ARLAC in Harare, Simbabwe) in Genf über meine zukünftige Weiterbildungsaufgabe für die höheren Beamten der afrikanischen Arbeitsministerien befragt.

Es war zur muslimischen Fastenzeit des Ramadan, während der man tagsüber weder essen noch trinken darf, und ich erinnere mich, dass ich deshalb ziemlich erschöpft war. Ich erklärte, dass ich diesen Posten mit der Absicht annehmen wolle, die Institution so zu verändern, dass sie auch Änderung in Afrika bewirken könne. Der Schlüsselbegriff ist also immer wieder Änderung, und es gibt meines Erachtens keinen revolutionäreren Begriff als diesen,

der ja ebenfalls der Moralischen Aufrüstung eigen ist.

«Es ist einfach!»

Wenn wir die Weiterbildung mit den Beamten abschliessend besprechen und es um die Umsetzung des Gelernten geht, bemerken viele von ihnen sofort: «Es ist schwer, Änderung herbeizuführen. Unsere Vorgesetzten sind oft unfähig. Sie haben ihren Posten irgendwelchen Gründen, nur nicht ihrer Kompetenz zu verdanken, und uns stehen weder die materiellen noch die finanziellen Mittel zur Verfügung, um Änderung herbeizuführen. Es ist schwierig.» Ich antworte dann meistens: «Änderung ist einfach. Erstens, zeigt nicht mit Eurem Finger auf die Vorgesetzten. Wenn Ihr ihnen die Schuld zuschiebt, dann werden Eure Untergebenen in Kürze dasselbe mit Euch tun. Und zweitens, versucht, Eure Untergebenen so zu schulen, dass sie imstande sind, Eure Aufgaben besser zu lösen, als Ihr selbst es tut. Dann habt Ihr die erwünschte Änderung bereits eingeleitet.»

In dieser sehr einfachen Herausforderung finden sich die Uneigennützigkeit und die Liebe, von denen die Moralische Aufrüstung spricht. Mit dieser Perspektive können wir in Afrika Änderung herbeiführen. Mit dieser Herausforderung ans eigene Ich können wir beginnen.»

Mit diesen Worten richtet sich der Fachmann an seine Kollegen aus nah und fern und auch an die Gewerkschafts- und Unternehmerdelegierten, die mit ihm für diesen Sonntag von Genf nach Caux gekommen waren. Nebst der Einfachheit seiner Worte beeindruckten seine Kompetenz und die Fülle oft mühevoller Erfahrungen, die in seinen Ausführungen spürbar waren. Nach einem von einer Jugendgruppe vorgetragenen Lied ging die Kaffeerrunde weiter, und ein Unternehmer aus Brasilien ergriff das Wort. Beide Bezeichnungen «Unternehmer» und «Brasilien» gelten mancherorts als Reizworte, hinter denen sich nichts Gutes verbirgt. Jones Santos Neves sagt: «Ich habe meinen Einsatz in Brasilien auf vier Gebiete konzentriert, die ich, wie es in der Apokalypse heisst, die



Jones Santos Neves (links): «Distanz verkleinern», Daniel Puig (rechts), Dolmetscher

Liebe Leser,

die nächste Caux-Information erscheint als Dreifachnummer und wird Ihnen in der ersten Oktoberhälfte zugestellt. Bis dahin wünschen wir Ihnen einen schönen Sommer.

Ihr Caux-Information-Team

| | | |
|---|-------------------------------------|---|
| Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso | | Gestorben Décédé Decesso |
| Abgerüst Parti Partito | Unbekannt Inconnu Sconosciuto | Annahme verweigert Refusé Respinto |
| Adresse ungenügend Insuffisante Indirizzo insufficiente | | |

CAUX

Information

Fotos: Archiv, BFS, Spreng

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH - 6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhländstrasse 20, D - 4390 Gladbeck

Abonnement: Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-, übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten: Schweiz: 60-12000-4, Caux-Information, CH - 6002 Luzern

Deutschland: 2032-751 Postcheckamt Karlsruhe, Caux-Information, CH - 6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern

«vier Jungfrauen» nenne: Die erste ist die Inflation, die zweite die Nationalisierung, die dritte die Kartellisierung und die vierte die Korruption. Diese vierte ist die wichtigste Sache, weil hinter den Krisen der Wirtschaft, der Politik und der Gesellschaft stets eine moralisch-ethische Krise steckt.

Ich habe meinen Freunden im brasilianischen Kongress und in der Regierung stets klarzumachen versucht, dass es darum gehe, dass sich etwas in einzelnen Menschen verändert, damit sich dadurch die Gesellschaft verändert.

Wort und Tat

Am Mittagstisch sprachen wir eben über die Probleme unserer lateinamerikanischen Länder, wie Guatemala, Kolumbien und Brasilien, wobei wir viele Ähnlichkeiten feststellen konnten. Mir ist für unsere Länder und die Welt ein Gedanke wichtig: Der grosse Unterschied liegt nicht zwischen dem Norden und dem Süden, den Reichen und den Armen oder Ost und West. Der entscheidende Unterschied rührt von der Distanz zwischen Wort und Tat her, und diese Distanz sehen wir überall in der Welt. Dort muss diese notwendige, umfassende Revolution einsetzen, damit diese Distanz möglichst dem Nullwert angenähert werden kann, und zwar in all unseren Ländern in jeder Gesellschaftsform.»